

Vom Trieb- zum Beziehungsmodell: die relationale Wende in der Psychoanalyse

So hätte – nach dem Vorschlag Martin Altmeyers – der Titel seines Impulsreferates gelautet. Da das 7. Kapitel seines aktuellen Buches „**Auf der Suche nach Resonanz**“ (Altmeyer 2016) von genau diesem Thema handelt, fasse ich einleitend seine dort formulierten Gedanken kurz zusammen.

MA geht darin vom Konzept des Unbewussten aus, das Freud zum antisozialen Ort des Triebhaften und der menschlichen Destruktivität erklärt habe. Der Mensch werde nach Freud als Monade, als in sich abgeschlossenes, von der Außenwelt getrenntes Wesen geboren. Diese Vorstellung sei heute aufgrund empirischer Forschung eindeutig widerlegt: „Man ersetzt das veraltete Triebmodell durch ein Beziehungsmodell der Seele, das den Anderen nicht länger auf seine bloße Funktion als Objekt eines triebhaften Subjekts reduziert, sondern als anderes Subjekt anerkennt, das jenseits der Lustbefriedigung zu Zwecken sozialer Bindung, sozialer Beziehung und eigener Selbstvergewisserung gebraucht wird“ (S. 109). Die solcher Art modernisierte Psychoanalyse habe nicht länger ein isoliertes Selbst vor Augen, sondern ein Selbst-in-Beziehung, und dieser Paradigmenwechsel werde endlich der sozialen Natur des Menschen gerecht.

Der Mensch sei eben keine Monade, der Mensch werde in Beziehungen hineingeboren und entwickle sich darin lebenslang weiter. Deshalb blieben wir bis ins hohe Alter auf Kontakt zu anderen Menschen angewiesen, wenn wir psychisch gesund bleiben wollen. Im Zuge dieses Blickwechsels würden zentrale Begriffe der Psychoanalyse neu definiert. Das gälte auch für den zentralen Begriff des *Unbewussten*. Die unbewussten Strebungen *warteten* auf Entdeckung. Sie *möchten* von der Umwelt registriert, erkannt und aufgenommen werden. Das Unbewusste

möchte sich zeigen und in der Realität zur Geltung bringen. Es Sorge dafür, dass sich Menschen zueinander verhalten und aufeinander beziehen. Es sei eine *Beziehungsdynamik*, „(...) die den empirischen Säugling schon antreibt, Kontakt mit seiner Umwelt herzustellen, um seine Kommunikations- und Resonanzbedürfnisse zu befriedigen“ (S. 112). Das so verstandene Unbewusste ermögliche die Integration des Individuums in die Familie, die Gruppe, die Gemeinschaft oder die Gesellschaft. Das zeitgenössische Unbewusste sei nicht mehr der Ort und die Quelle asozialer Triebe und destruktiver Bedürfnisse. Es halte vielmehr im Auftrag des Selbst nach identitätsstiftenden Spiegel- und Echobeziehungen Ausschau.

Die entscheidenden Belege für diese neue Sicht seien Befunde zur frühen Mutter-Kind-Interaktion. Sie hätten das Bild des „kompetenten Säuglings“ (Dornes) geprägt. Die Beziehung zum Anderen diene der Befriedigung von Bedürfnissen der *Sicherheit* und *Bindung*. Ein psychisches Grundbedürfnis sei das nach *Zusammengehörigkeit*.

2

Im Vorwort ihres wegweisenden Sammelbandes „**Die vernetzte Seele**“ schreiben die Herausgeber (Altmeyer & Thomae [Hrsg.] 2006): „Auf eine knappe Formel gebracht bedeutet Intersubjektivität, dass der Mensch sich von Geburt an mit anderen Menschen verbunden fühlt, und dass sich diese Verbundenheit in seiner psychischen Struktur niederschlägt: Innen und Außen sind miteinander aufs Engste vernetzt. (...) Intersubjektivität verweist auf zwischenmenschliche Bezogenheit als Fundament der Condition humana – im positiven wie im negativen Sinne“ (S. 5).

In ihrem eigenen Beitrag für diesen Sammelband beziehen sich die Autoren Altmeyer und Thomae auf Befunde von Säuglingsbeobachtern und Entwicklungspsychologen, denen zufolge unser Selbst *schon vor jeder Interaktion* sozial konstituiert sei: Der Säugling bringe *Hoffnungen* mit in die Welt, dass da ein Anderer ist und wie er sein

soll, *Erwartungen*, die den realen Anderen (die Mutter, den Vater) freudig begrüßen und willkommen heißen. Eine derartige Annahme werde durch die Entdeckung einer besonderen Form von Nervenzellen gestützt, die als *Spiegelneuronen* einen einfühlenden Kontakt zu sozialen Umwelt erlauben. Was hier stattfindet, sei eine *Seelenbegegnung (a meeting of minds)*.

Der Kern von Subjektivität, schreibt MA schließlich in seinem Buch „**Narzissmus und Objekt**“ (Altmeyer 2000), sei nicht der Homunculus im Kopf: Der Kern „(...) liegt überhaupt nicht im Innen, sondern im Zwischen, welches das Innen erst ermöglicht. Subjektivität entsteht aus Intersubjektivität und ist keine abgegrenzte Einheit“ (S. 212). Altmeyer bezieht sich auf Winnicott und dessen These, dass der Säugling ohne Mutter nicht vorstellbar sei. Der Kern von Subjektivität liege in dieser Anschauung in einem *Zwischenraum*, einem intermediären Bereich der Erfahrung: „Der Raum zwischen Ich und Nicht-Ich, Subjekt und Objekt, zwischen der Innen- und der Außenwelt, zwischen Fantasie und Realität (...) bildet für Winnicott eine dritten Bereich der Erfahrung zwischen Innen und Außen. Es ist ein Übergangsraum, der weder zur inneren noch zur äußeren Welt gehört, aber beide zusammenbringt. Es ist der Ort des Spiels, der kreativen Tätigkeit, der Kultur“ (S. 219).

-
- Altmeyer, Martin (2000): *Narzissmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
 - Altmeyer, Martin (2016): *Auf der Suche nach Resonanz. Wie sich das Seelenleben in der digitalen Moderne verändert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
 - Altmeyer, Martin & Thomae, Helmut (Hrsg.) (2006): *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta